keine der Berliner Akademie vergleichbare Einrichtung gebe, die ein vergleichbares Zentralinstitut beherbergen und Projekte wie ein neues mhd. Wb. betreiben könnte. Vor allem von den englischen und amerikanischen Germanisten wurde deshalb vorgeschlagen, daß die Akademien der Bundesrepublik eine Ergänzung zum Mannheimer Institut für deutsche Sprache anstreben sollten, die der Erforschung der deutschen Sprachgeschichte und der historischen Lexikographie des Deutschen gewidmet sein soll. – Die Vorträge und Diskussionen sollen in einem Sammelband in der von H. Henne, H. Sitta und H. E. Wiegand herausgegebenen ‚Reihe Germanistische Linguistik‘ erscheinen.

Adresse des Verfassers: Prof. Dr. Kurt Gärtner, Universität Trier, Fachbereich II Sprach- und Literaturwissenschaften, Postfach 3825, 5500 Trier.

DIETRICH BUSSE

SPRACHE UND BILDUNG

Bericht über ein Symposium zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts

Unter dem Titel „Sprache und Bildung“ fand vom 21.–23. 11. 1985 in Darmstadt ein von der TH Darmstadt (Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft und Institut für Pädagogik), der Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Darmstadt, und der Goethe-Gesellschaft Darmstadt gemeinsam getragenes Symposium zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts statt. Anlaß war, wie Rudolf Hoberg (TH Darmstadt) für die Veranstalter einleitend ausführte, nicht zuletzt die angemessene Würdigung Humboldts in „seinem“ Gedenkjahr, das von der Öffentlichkeit weitgehend ignoriert wurde (so fanden, was den Sprachphilosophen Humboldt angeht, außer dem Darmstädter Symposium nur je eine Tagung in Düsseldorf und Berlin (Ost) statt). Mit der interdisziplinären Ausrichtung der Tagung sollte der in der Humboldt-Rezeption übliche Eklektizismus (gelesen wird oft nur, was in die eigene Disziplin fällt) einmal durchbrochen werden.

Hoberg, der zugunsten der auswärtigen Referenten nur ein Kurzreferat hielt, führte aus, daß – in der Gegenwart für den Humboldtianer zentrales Thema – eine „Angleichung der sprachlichen Weltbilder sowohl innerhalb als auch zwischen den Sprachen“ zu konstatieren sei. Bei dieser Angleichung der Sprachen (im Sinne der *langues*) seien als Tendenzen zunehmende sprachliche Planung und Normierung, ungeheure Vermehrung des fachsprachlichen Potentials, wachsender Einfluß des Englischen (auch auf die Bedeutungsseite der Sprache) und eine vereinheitlichende Wirkung der Massenmedien feststellbar. Mit dieser Warnung vor der Gefahr einer zunehmenden Einschränkung sprachlicher Möglichkeiten (der allerdings das differenzierende Wachsen der Jugend- und Gruppensprachen entgegenwirke) war ein Thema angeschnitten, welches am Ende des Symposiums noch einmal aufgegriffen werden sollte.

Am Vorabend des Symposiums gab Helmut Gipper (Münster) mit einem Vortrag über „Sprache und Denken in der Sicht Wilhelm von Humboldts“ den Auftakt. Er entfaltete dabei das ganze Spektrum der Humboldtschen Argumente zum Zusammenhang von Sprache und Denken vom frühen Fragment „Über Denken und Sprechen“ (1795/96) bis zum Kawi-Werk (1830/35). Im frühen Text, der in Thesenform – ausgehend von der Annahme, daß Sprache Reflexion ist – das Verhältnis von Sprache und Denken noch unter dem Einfluß Herders und Kants behandelt, spricht Humboldt noch von einer Bezeichnungsfunktion der Sprache gegenüber den als Menge von Sinnesempfindungen gefaßten Vorstellungen. Der „artikulierte Sprachlaut“ dient zur Bezeichnung der (sinnlichen) Einheiten, zu welchen gewisse Portionen des Denkens zusammengefaßt sind. Im Spätwerk geht Humboldt von dieser zeichentheoretischen Position ab und faßt, so Gipper, Sprache als reflexiven Kreis-

prozeß zwischen (subjektiver) Denkfähigkeit eines Sprechers und der objektivierenden Entäußerung eines Gedankens mittels Sprache in eine „fremde Denkkraft“. Der Sprecher versteht seinen eigenen Gedanken nur, wenn er gleichsam sich selbst zugehört hat, die Verstehbarkeit des (sprachlich gefaßten) Gedankens durch sein „Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft suchend geprüft“ hat. Das Subjekt sei bei Humboldt als immer schon über Sprache verfügender (erwachsener) Mensch gedacht, da „nur durch die Sprache der Mensch Mensch sei“. Sprache (im Sinne der Sprachfähigkeit) sei als Typus immer schon im Menschen angelegt, allerdings nicht als Masse, sondern als Gesetz. In diesem Sinne könne man Sprache im Sinne Humboldts eine Art „intellektuellen Instinkt“ nennen. In diesem Zusammenhang berichtete Gipper von einem Münsteraner Forschungsprojekt zum kindlichen Spracherwerb, in dem in über zehnjährigen Erhebungen herausgefunden worden sei, daß Kinder – ganz im Sinne Humboldts – „Sprache und Denken in Symbiose“ entwickelten. Gegenüber den beiden Hauptthesen zum Problem des Zusammenhangs von Sprache und Denken, Monismus (der ihre schlichte Identität behauptet) einerseits und Dualismus andererseits, beharrte Gipper auf einer dritten Position, die er „dualistische Einheitsthese“ nannte. Denken und Sprache seien zwar komplementär, aber nicht identisch. Sprache als „bildendes Organ des Gedanken“ bei Humboldt meine zwar die den Gedanken in seiner Einheit konstituierende und somit den Begriff erst vollendende sprachliche Aneignung der Welt, behaupte damit aber noch nicht, daß ein Gedanke notwendig an eine Einzelsprache gebunden sein müsse. Gleichwohl sei die Weltansicht immer durch eine Einzelsprache geprägt, komme, weil sie immer nur sprachlich ausgedrückt, gleichsam in actu in Erscheinung trete, erst in der Einzelsprache eines Volkes zur (man könnte sagen: intersubjektiven) Existenz.

Mit einer tour d'horizon durch Humboldts persönliche, politische und intellektuelle Biographie gab der Herausgeber von Humboldt-Briefen Rudolf Freese (Darmstadt) in seinem Vortrag „Wilhelm von Humboldts Bildungs- und Humanitätsidee“ eine umfassende Würdigung des vor 150 Jahren verstorbenen Gelehrten. Ausführlich ging er auf das Verhältnis von Humboldts Gedankenwelt zu seinen Bemühungen ein, in Politik und Gesellschaft reformierend einzugreifen. Durch seine Hauslehrer mit den Gedanken Rousseaus und der Berliner Aufklärer bekannt, dachte Humboldt humanistisch. Der Gedanke der prinzipiellen Gleichheit der Menschen ist sowohl Antrieb anthropologischer Forschung (die Humboldt gleichwohl die Verschiedenheit der Völker im einzelnen nicht übersehen läßt) als auch seiner bildungsreformerischen Bemühungen. Bildung des Einzelnen, der Persönlichkeit, als höchstes moralisches Prinzip soll den Unterschied zwischen Armut und Reichtum, den Humboldt für die Ursache allen „Lasters“ erkennt, ausgleichen helfen. Die Bildung des Menschen solle auch in den politischen Institutionen nicht außer acht gelassen werden. Die Grenzen des Staates forderte Humboldt in einem aus Angst vor der Zensur unveröffentlichten „Grünen Buch“ ein. Als Politiker, so Freese, sei Humboldt indes gescheitert. Keine seiner Reformideen sei in der von ihm vorgesehenen Form zur Verwirklichung gelangt. Vor voreiligen Vereinnahmungen Humboldts in der heutigen Zeit warnte Freese jedoch ausdrücklich; ein Weg zurück zu Humboldt und seinen idealistischen Konzeptionen von Staat und Bildung sei nicht möglich. Eine solche rückwärtsgewandte Idealisierung sei mit Humboldt auch gar nicht zu rechtfertigen, habe er selbst doch – bei aller Liebe zur griechischen Klassik – eine unreflektierte Kopie der antiken Staatsidee für seine Gegenwart abgelehnt.

Den Kritikern, welche Humboldt vorwerfen, er habe durch die aphoristische Rede-weise in seinen theoretischen Schriften der beliebigen Ausbeutung seines Denkens als Steinbruch für Ideen Vorschub geleistet, setzte Hubert Ivo (Frankfurt) in seinem Vortrag „Warum über Sprache metaphorisch reden? Zum wissenschaftstheoretischen Status eines Metaphernfeldes in der Kawi-Einleitung“ die These entgegen, daß Humboldts metaphorischem Reden wissenschaftlicher Status zukomme, dies schon allein deshalb, weil Humboldts Philosophie thematisch ja gerade um die Konstitution der Gegenstände durch die Sprache kreise. Ausgehend von der Metaphertheorie M. Blacks, welcher im Gegensatz zum tradi-

tionellen Begriff der Metapher als vorbegrifflicher und damit unzulänglicher, dem Mythos verhafteter Ausdrucksweise von einer dem nicht-metaphorischen Begriff gleichrangigen, nur eben andersartigen Erkenntnisleistung der Metapher ausgeht, versuchte Ivo eine Rekonstruktion des um die Organismus-Metapher (oder darf man auch „Begriff“ sagen?) kreisenden Metaphernfeldes in der Kawi-Einleitung. Nach Black stehen in der metaphorischen Aussage zwei Gegenstände derart in einem Interaktionsverhältnis, daß der (bedeutungskonventionelle) Primärgegenstand als Modell zum Verständnis des (metaphorischen) Sekundärgegenstandes fungiere. Ivo zeigte nun anhand von Textstellen aus der Kawi-Einleitung, daß Humboldt, der sich seinem Gegenstand Sprache durch negatorische Bestimmungen, welche als Schlüsselmetaphern konzentrisch um „irrig, falsche und unzulängliche“ Gegenpositionen angeordnet sind, nähere, bei der Gegenstandsbildung als „zarter Empirist“ äußerst skrupulös vorgehe. Dabei verwende er Begriffe abgelehnter Theorien weiter, jedoch verändere sich durch den neuartigen Zusammenhang der Reflexionsraum der Metaphern, indem diese in Dominanzverhältnissen ineinander eingriffen. Ivo exemplifizierte dies an den um die Organismus-Metapher kreisenden Bestimmungen der Sprache; auf der einen Seite, vermittelt über den Begriff „Organ“ der Bezug zu Geschichte, Weltbezug (Weltansicht) und Sozietät (Verständlichkeit, dialogisches Prinzip), auf der anderen Seite über den „Werkzeug“-Begriff der Bezug zur Intellektualität durch die Sprache als „bildendes Organ des Gedanken“. Wesenszuschreibungen im Hinblick auf die Sprache seien für Humboldt Dogmatik; das Eigentümliche des Sprachorganismus liege für ihn darin, daß seine Entelechie „Freiheit“ heiße. Alle Gesetzmäßigkeit in der Sprache habe nur die Möglichkeit der Freiheit zum Ziel. Die anschließende Diskussion brachte den Hinweis, daß in neuen Wissenschaften metaphorisches Reden häufig sei, wobei meistens die jeweils führenden Disziplinen die terminologischen Orientierungsgrößen seien (Gipper). Die Eignung von Blacks Metapherntheorie wurde von Hoberg und Burkhardt in Frage gestellt; Ivo verteidigte diesen Rückgriff wegen der Nützlichkeit des Blackschen Modellbegriffs für das Verständnis der Metapher.

Adalbert Rang (Amsterdam) stellte in seinem Vortrag „Sozialität bei Humboldt“ die Auseinandersetzung der modernen Pädagogik mit Humboldt in den Mittelpunkt. Von den zwei Richtungen der pädagogischen Humboldt-Interpretation im Deutschland des 20. Jhd. habe die „affirmative, konventionell-humanistische“ Richtung (vertreten durch E. Spranger) Humboldt als Legitimationshelfer für das mit dessen bildungsreformerischen Konzepten kaum noch übereinstimmende humanistische Gymnasium mißbraucht, während die andere, sich als moderne und kritische Richtung begreifende Schule (Th. Litt u. a.) die Anforderungen der modernen Arbeitswelt als Gegensatz zu Humboldts als bildungsbürgerlich denunzierter Auffassung begriffen habe. „Der authentische Humboldt“, so der Referent, „geriet dabei zunehmend aus dem Blick.“ Der modernistischen Pädagogik gelte Humboldt als „ästhetisch introvertierter Esoteriker“ (Gafert) und als „Individualitätstheoretiker“ (Blankertz). Gegenüber dieser verzerrenden Perspektive sollte der Vortrag zeigen, daß das, „was Humboldt als Individualität denkt, bei ihm substantiell mit Sozialität verschränkt, in Sozialität verwurzelt ist.“ Humboldt begreife Tätigkeit, Eingreifen in die Wirklichkeit als konstitutives Moment des Subjekts. „Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen.“ (Humboldt) Indem zur Welt aber auch die anderen Menschen gehörten, seien Interaktion und Kommunikation Bestandteil der Wechselwirkung mit der Welt. Diese finde bei Hegel in der Arbeit, bei Humboldt aber in der Sprache statt. „Entäußerung ist insofern für Humboldt zugleich auch Äußerung, auf Verstehen gerichtete intersubjektive Verständigung. Das sich zur Individualität bildende Subjekt ist bei ihm bestimmt durch das Medium der Sozialität schlechthin, die Sprache.“ Individualität bei Humboldt sei damit alles andere als egozentrisch. Daß diese Perspektive in die Pädagogik keinen Eingang gefunden habe, liege daran, daß die modernen Sozialisierungstheoretiker Sprache als Determination auffaßten. In einer Art verspäteter Kaspar-Hauser-Romantik werde das neugeborene Kind als „reines, noch nicht durch Sprache beschädigtes Subjekt“ und demgegenüber alle Erziehung, alle sprachliche Bildung als Unterwerfung, Disziplinierung schlechthin verstanden. Diese

Vorstellung, daß Menschen jenseits von Vergesellschaftung, gewissermaßen a priori, Subjekte sein können, sei aber spätestens seit dem deutschen Idealismus obsolet. Allerdings klinge Humboldts Ideal der „Vermenschlichung“ für heutige Ohren zu optimistisch, wenn er hofft, dereinst die „Menschheit als einen großen, nahe verbrüdernten Stamm“ behandeln zu können. Seine Kriterien für das, was Menschheit bedeutet, seien solche einer „bürgerlichen Internationale menschlicher Solidarität“ und damit an die Hoffnungen seines Zeitalters unmittelbar gebunden. Eine diese Bedingungen berücksichtigende, historische Betrachtungsweise wurde in der lebhaften Diskussion eingefordert (Hebel) und vor einem „vorschnellen Zurück-zu-Humboldt“ gewarnt (Hoberg). T. Borsche wollte das Ziel der Menschheit bei Humboldt nicht entdeckt haben, während Giel bei ihm auch das Wirken eines negativen Gesellschafts-Beriffs sieht. Schließlich wurde darauf verwiesen, daß die Grenzen und Beschränkungen des Menschen durch die Sprache bei Humboldt auch als transzendierbar gesehen würden (Trabant). Überhaupt scheint, so könnte man diesen Überblick über die moderne Pädagogik kommentieren, das dialektische Verhältnis zwischen Sprache und Welt, Individualität und Intersubjektivität in den dichotomisierenden Grabenkämpfen modernen Erziehungsstreits kein Verständnis zu finden. Genug Gesprächsstoff also zwischen (Humboldtisch inspirierten) Sprachwissenschaftlern und Pädagogen.

Horst Rosenfeldt (Darmstadt) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Universeller Bürger und Fachmann in Humboldts Theorie der Bildung des Menschen“ mit dem Verhältnis zwischen Humboldts Idee der Allgemeinbildung und den spezialisierten Fachwissenschaften. Die Idee des universellen Bürgers als Träger der Allgemeinbildung solle bei Humboldt die Einheit stiften, welche zwischen fachspezifischer Einzelerkenntnis, philosophischer und ethischer Reflexion und alltagspraktischer Verwurzelung in dem Leben einer Nation allein die „vernünftige Ausbildung der Gesellschaft als ein Ganzes“ ermögliche. Teil dieses übergreifenden Zieles sei das Bestreben, die „subjektiven Bedingungen des Fortschritts der Einzelwissenschaften zu befördern“ und „den Zusammenhang dieser einzelnen Fächer hinsichtlich ihres gemeinsamen Fortschreitens zu bestimmen“. Der „universelle Bürger“, als eine species des „uomo universale“ der Renaissance, habe mit seinem „höheren Standpunkt“ und seiner „allgemeineren Übersicht“ für Humboldt einen Vorsprung vor den Fachleuten, denen in Ermangelung dieser Fähigkeiten die „eigentliche Natur“ ihres Faches gar nicht gegenwärtig sei. Die Bildung der Fachleute zu universellen Bürgern sei als Strategie zur Überwindung der *déformation professionnelle* auf deren Partizipation an der eigenen, außerfachlichen Kultur gerichtet, wobei die über der „höheren wissenschaftlichen Ausbildung des Kopfes“ vernachlässigte „allgemeiner und unmittelbarer nützliche Ausbildung der Gesinnung“ in den Vordergrund rücken müsse. Einseitige Zweckorientierung wie Bevorzugung der einen Kategorie der Kausalität durch die Einzelwissenschaften heißt für Humboldt Vereinseitigung des Verhältnisses des Menschen zu äußerer wie innerer Natur. Im Zusammenwirken der vielfältigen Fähigkeiten des Menschen erst, im Kennenlernen der Natur von allen Seiten her sei die „Veredelung seiner Persönlichkeit“ zu erreichen, welche das Ziel der Allgemeinbildung ausmache. Diese Wiedergabe respektive Interpretation von Humboldts Konzeption des „universellen Bürgers“ kommentierte Rosenfeldt mit zwei abschließenden Bemerkungen: „Der Versuch Humboldts, Totalität zu erzwingen, wo Entfremdungsprozeß und Tauschprinzip bereits weit fortgeschritten sind, hat selbst totalitäre Züge. Löst sich die Verankerung [der Vernunft im einzelnen Subjekt, D. B.], geht Vernunft über an die von Menschen gemachten Institutionen, so droht sie in ihr Gegenteil umzuschlagen.“ Humboldts humanen und freiheitlichen Ideen, vor allem der „Möglichkeit realer Autonomie des Lebens des einzelnen Individuums“, nachleben zu wollen ließe die heutige gesellschaftlich-historische Dynamik nicht mehr zu. Daß der Vorwurf des Totalitären bei den anwesenden Humboldt-Kennern auf Widerspruch stoßen mußte, war zu erwarten. Wichtiger war die grundsätzliche, an die moderne Humboldt-Exegese gerichtete Kritik Hebels, daß man mit der Anwendung moderner, nicht-Humboldtischer Begriffe auf seine Thesen (nicht nur beim Referenten), mit dem Versuch, in einer Art falscher Unmittelbarkeit Humboldt so lange „zuzupassen“, bis er auf die eigene Wirklichkeit paßt, um das „Gefühl

des Anderen, der Fremdheit“ betrogen werde, welches angesichts der gesellschaftlich-historischen Ferne notwendig zwischen uns und Humboldt bestehen müsse.

Armin Burkhardt (Darmstadt) entfaltete in seinem Vortrag „Der Dialogbegriff bei Humboldt“ dessen dialogische Begründung der Sprache in der menschlichen Rede und stellte sie in den Kontext der Sozialontologie (Husserl, Heidegger, Buber, Löwith, Theunissen), welche das Ich-Du-Verhältnis in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gerückt hat, sowie der linguistischen Gesprächsanalyse. Im Gegensatz zu letzterer, welche u. a. die Möglichkeit zum Sprecher-Hörer-Rollenwechsel als unabdingbares Definiens von „Gespräch“ ansetzt, reicht, Burkhardt zufolge, das Vorhandensein einer Sprecher- und einer Hörer-Rolle schon aus, damit ein Gespräch gegeben ist. Diese Vorklärung war notwendig, um Humboldts Sprachauffassung als Vorläufer gesprächsanalytischer wie sozial-philosophischer Dialogkonzeptionen anerkennen zu können. Der Dialog werde schon bei Humboldt zum grundlegenden erkenntnistheoretischen Prinzip, indem bei ihm Sprache im wesentlichen Sprechen und damit ein gesellschaftlicher, kollektiver geistiger Prozeß sei. Sprechen und Denken aber, das ist hinreichend bekannt, sind für Humboldt innig miteinander verflochten. Sprache kann für ihn immer nur Gespräch („menschliche Rede“) sein, weil er sie als Vollzug, als *energeia* begreift. Damit habe Sprache aber, so Burkhardt, kein materielles und damit definitives, sondern nur ein ideelles Sein. Verfügt werde über die Sprache immer nur individuell, aber gerade deswegen brauche sie immer den Anderen zu ihrer Objektivierung. Um Verständigungsmittel werden zu können (auf das Humboldt indes die Sprache nie reduziert), bedarf die Sprache der intersubjektiven Vermittlung, bei Humboldt in bezug auf die Begriffe als das „Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft“ formuliert. Sprache bei Humboldt entstehe also aus der Gemeinschaft der sprechenden Individuen und sei damit wesentlich dialogisch angelegt. Als je individuell vollzogener, aber intersubjektiv vermittelter sei der Dialog mit dem für ihn konstitutiven Verhältnis von Ich und Du notwendig immer zugleich Einheit und Vielheit, wie Humboldt in seinen Betrachtungen „Über den Dualis“ schreibe: Der Dualis teilt „zugleich die Plural- und die Singular-Natur“. Bei Humboldt werde das Publikum der Anderen im Gespräch als Einheit vorgestellt. Im folgenden explizierte Burkhardt das Wechselverhältnis von Ich und Nicht-Ich, Ich und Er, Ich und Du in der Dialogphilosophie und bei Humboldt. „Das Gespräch bei Humboldt besteht aus dem Wechselspiel von ‚Anrede‘ und ‚Erwiderung‘ in der dialogischen Gemeinschaft von Ich und Du“. Das Gespräch entstehe also erst aus dem Verlangen nach Vervollständigung durch den Anderen. Allerdings habe Humboldt dabei wohl eher das Ideal des klassisch-literarischen und des platonischen Dialogs vor Augen gehabt. Indem er vom Ich als dem Primären ausgehe, sei Humboldt in seiner Dialogkonzeption der Sprache noch der Transzendentalphilosophie verhaftet. Das Verhältnis von Ich und Du als Grundlage aller Verständigungsprozesse, Dialog als *Dyolog*, sei, so Burkhardt abschließend, eine Idealisierung. In diesem Punkte sei die moderne Gesprächsanalyse weiter als Humboldt, indem sie neben dem oder den Angesprochenen auch den oder die Zuhörer in die Analyse einschließe und den „aktiven“ Hörer, der nicht bloß zuhört, sondern rückmeldet und eigene Beiträge vorbereitet, als konstitutiven Bestandteil des Gesprächs betrachte.

Philip Mattson (Heidelberg) sprach mit seinem Vortrag „Humboldts Begriff der grammatischen Form – ein unzulässiges Bildungskriterium?“ die Frage an, inwiefern Humboldts bekannte Bevorzugung der flektierenden gegenüber den agglutinierenden Sprachen mit seiner Auffassung der prinzipiellen Gleichrangigkeit aller Sprachen vereinbar sei. Unter Bezug auf die in Humboldts 3. Akademievorlesung vertretene These, daß „nur die ‚echte‘ grammatische Form, also jene, die keine objektive ‚Bedeutung‘, sondern nur mehr verhältnisanzeigende Form hat, nach Humboldts Überzeugung der ‚Ideenentwicklung‘ förderlich sein“ könne, äußerte der Referent die Befürchtung, daß eine solche Auffassung zu Humboldt unangemessenen Wertungen von Sprachen und Kulturen führen könne; dann sei die These, „einmal in die falschen Hände geraten, nicht bloß unmodern, sondern geradezu gefährlich“. Die Stichhaltigkeit von Humboldts Überlegenheitstheorie gerät angesichts des agglutinierenden Chinesischen, das gleichwohl hohe Literatur und Philosophie hervorge-

bracht hat, auch schon bei seinen Zeitgenossen in Zweifel, wie Abel Remusat sie in Briefen an Humboldt auch äußert. Humboldts eigene Studien des Chinesischen ändern seine Einstellung jedoch nicht. Für die Humboldt-Forschung bleibt, so Mattson, das Dilemma: „Die Überlegenheitstheorie bleibt zwar ein fester Bestandteil der Sprachauffassung Humboldts, aber sie ist in keiner Weise empirisch verifizierbar.“ Humboldts ambivalentes Verhältnis zur Überlegenheitstheorie spiegelt „einen Konflikt zwischen den Ebenen der Ethik und des Intellekts“ wider oder, wissenschaftstheoretisch gewendet, die Schwierigkeit, „aus Factis Philosophie“, d. h. aus sprachwissenschaftlicher Erkenntnis sprachphilosophische Einsicht zu ziehen. Befürchtete Mattson am Ende seines Vortrags, daß mit dem Dilemma zwischen Humboldts Überlegenheitstheorie und dem Gleichheitsgrundsatz „einer der Angelpunkte seines sprachphilosophischen Denkens an unserer Wissenschaftlichkeit zu scheitern“ drohe, so löste Gipper in der Diskussion das Problem der ethischen Maxime „Alle Sprachen sind gleich unmittelbar zu Gott“ auf in den Satz: „Alle Sprachen sind gleich fähig, es fragt sich nur, wozu.“ Trabandt wies darauf hin, daß Humboldts Schrift ein Anti-Schlegel und damit gegen jede Klassifizierung der Sprachen gerichtet sei, während Hebel auf den Zeitgeist als Quelle für Humboldts sich hinter der Überlegenheitstheorie verbergende Begeisterung für das klassische Griechisch hinwies.

Mit Jürgen Trabants (Berlin) Vortrag „Newspeak oder die Sprache des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen“, vom Referenten nicht als Humboldt-Exegese, sondern als „Humboldtisch inspirierte sprachpolitische Betrachtungen“ annonciert, bekam das Symposium eine aktuelle, zeitkritische Wende. Unter Berufung auf einen bei Humboldt vermuteten „antisemiotischen Zug“ der Sprachtheorie wird dessen Unterscheidung des (wissenschaftlichen und) „Geschäftsgebrauchs“ vom rednerischen Gebrauch der Sprache (1. Akademievortrag, IV 29) ausgeweitet zu einer grundlegenden Dichotomie quasi zweier Existenzformen von Sprache: „Durch die Gewalttat des Verstandes, wie Humboldt einmal drastisch formuliert, wird die Sprache im zeichenhaften Gebrauch um ihren sinnlich-rezeptiven Teil (in Ausdruck und Inhalt) reduziert.“ Ob ein (dem gegenwärtigen Diskussionsstand angemessener) Zeichenbegriff eine solche reinliche Scheidung (die an dem Begriffsverhältnis Zeichen-Wort-Abbild entwickelt wurde) hergibt, scheint nicht ausgemacht. Somit steht und fällt die weitere Argumentation des Referenten damit, ob man einen Humboldtisch reformulierten Zeichenbegriff für möglich hält oder es vorzieht, bei Humboldt nur angedeutete Kategorien („welche ihn [den Sprachgebrauch] schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit seyn kann“ IV 29) zum grundlegenden Gegensatz zu hypostasieren. Dabei ist die sprachkritische Zielsetzung des Referenten allemal begrüßenswert, auch wenn man seinen emphatischen Sprachbegriff nicht teilt. Das „Leben in seinen natürlichen Verhältnissen“, das Humboldt zur Grundlage des „rednerischen Sprachgebrauchs“ in Poesie und Philosophie machte, wird zum „ganz Anderen“ des geringgeschätzten „Alltagsgebrauchs“ erhoben: „Wenn die Sprache der höheren Literatur sich als Fest, als Sonntag der Sprache bestimmen läßt, so ist die Sprache des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen gewissermaßen der Feierabend der Sprache, das alltägliche Feiern der Sprache.“ Damit war der im Vortragstitel angekündigte sprachpolitische Teil der Betrachtungen eröffnet: „Es geht um die Gefährdung des Feierns der Sprache, die zu einer Gefährdung der Sprachen, der Verschiedenheit der menschlichen Sprachen zu werden scheint.“ Beklagt wird, daß durch das Eindringen wissenschaftlich-technischer Termini in die Alltagssprache der „Raum, wo Sprache im vollen Sinne stattfindet“, wo sie „einmal nicht als Mittel zum Zweck, als Instrument gebraucht wird, sondern wo sie selber der Zweck ist“, immer kleiner wird. Nicht Purismus ist das Ziel der Kritik, sondern die Rettung des Sprechens, des zweckfreien Gesprächs vor dem Newspeak und vor dem „Verstummen an Stellen, wo gesprochen werden könnte“ in der telekratischen Gesellschaft. In Anlehnung an ein Wort G. Heinemanns forderte der Referent eine Art ökologischer Sprachpflege, „Sprachschutzgebiete“ als „Reservate sprachlichen Sprechens“. Gegenüber der instrumentellen Bezeichnungsfunktion sei „das Andere“, das die Sprache auch noch sei, „zu schützen, wenn der ‚Geist der Menschheit‘ leben soll, wenn zwischen Sinnlichkeit und Rationalität vermittelnde Erkennt-

nis stattfinden soll“. Die Benjaminsche Trauer um den Verfall der einen Sprache konnte der Referent dabei nicht teilen. Angesichts der Gefahr eines normierenden „paradis artificiel“ Orwellscher Prägung sei die Vielfalt der Sprachen – mit Humboldt – einziges Mittel, „in der Vielfalt der verschiedenen Bilder der Welt sich den Reichtum der Welt zu erschließen“. Anders als der Referent waren die Diskussionsredner optimistischer darin, diese Vielfalt (in Gestalt der Gruppensprachen) im Ansatz auch weiterhin verwirklicht zu sehen (Hoberg, Borsche, Hebel). A. Flitner vermochte Trabants negative Einschätzung der Alltagssprache nicht zu teilen, zudem wurde seine Wittgenstein-Auslegung in Zweifel gezogen (A. Burkhardt).

Humboldt-Mitherausgeber Klaus Giel (Ulm) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Aufklärung und Volkskultur. Der Beitrag Humboldts zum Diskurs der Moderne“ mit dem inneren Verhältnis zwischen Humboldts philosophischen Ansichten (z. B. über den Zusammenhang von Sprache und Volkskultur), welche nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit den Thesen der (Pariser) Aufklärung entwickelt wurden, und seinen reformerischen Vorschlägen zu Universität, Wissenschaft und (Volks-)Bildung. Indem Humboldt das Problem der Modernität unter der Frage der Verstehbarkeit angehe, komme er zu einer Kritik der Aufklärung als der Verselbständigung logisch-instrumenteller Vernunft, welche sich in Gestalt der Wissenschaften zunehmend von den aus unmittelbarer Daseinsorientierung schöpfenden Verstehens- und Deutungshorizonten entferne. Sinnfällig werde diese Entfremdung in der Loslösung der neuen Form des Denkens von seiner naturwüchsigen Bindung an die Sprache: „Die Logik des wissenschaftlichen Denkens ist nicht mehr identisch mit der Logik der Sprache. Logik und Grammatik trennen sich.“ Indem diese Entfremdung der Produktionsmittel der Vernunft (Logik und Wissenschaftssprache) von der (Volks-) Sprache jene zu Herrschaftsinstrumenten mache, produziere die Aufklärung einen neuen Stand von Unmündigen. Dem setzt Humboldt, so Giel, das Ideal des Forschers entgegen, der sich mitteilen und damit die Grenzen seines Faches überschreiten kann. Universitäre Forschung dachte er als einen die Fachsprache überschreitenden und sich doch ständig neu begründenden Diskurs. Das Verhältnis von unmittelbarer kultureller Erfahrung und Wissenschaft erweist sich bei Humboldt aber durchaus als wechselseitig. In der „Aufschließung und Belehrung der sinnlichen Erfahrung durch das Wissen“ liege gerade der „Aufklärungsgehalt des wissenschaftlichen Erkennens“, der nur im Medium der Sprache erschlossen werden könne. Sprache in diesem Sinne, so kann man hinzufügen, kann aber nur eine allgemeine, eine „Volksprache“ sein. Wie wir aus Humboldts Sprachphilosophie wissen, ist Verstehen, hier als unmittelbare Bedingung der gemeinsamen Inbesitznahme geistiger Güter durch eine Sprachgemeinschaft von Belang, selbst immer eine produktive Leistung. Im Erkennen seines dialogischen Charakters liegt ein wichtiger Fortschritt der Humboldtschen Sprachphilosophie. Der Dialektik des Verstehens, welches – indem der Verstehende Bedeutungen entfaltet, die der Sprechende (möglicherweise) nicht gemeint hat – immer auch in gewissem Sinne Nichtverstehen ist, ist sich Humboldt (im Vorgriff auf eine erst im 20. Jahrhundert sich entfaltende Version der Hermeneutik) sehr wohl bewußt. Dennoch war er noch, Giel zufolge, „gänzlich von der vollkommenen Verstehbarkeit aller zivilisatorischen und kulturellen Leistungen überzeugt“. Bei diesem Geschäft kommen unsere eigenen Disziplinen schließlich nicht schlecht weg: „In der Kultivierung des Verstehens [...] liegt die gesellschaftliche Funktion der Geisteswissenschaften.“ Mit dieser Bemerkung, die zweifellos auch eine aktuelle Lesart hat, fand das Symposium einen durchaus würdigen Abschluß.

Es ist ein Verdienst der Veranstalter und der Referenten, daß es mit dem Darmstädter Humboldt-Symposium gelungen ist, einmal die Grenzen fachspezifischer Exegese zu überwinden. In der Breite der dargebotenen Themen und der intensiven, oft sehr nahe am Text liegenden Auseinandersetzung mit seinem Denken fand das Werk Humboldts in seinem 150. Todesjahr eine angemessene Würdigung. Humboldt treu bleibend, ihm (seiner eigenen Haltung gemäß) gleichsam im Geiste, nicht im Worte folgend, verblieb die Beschäftigung mit seinen Ideen nie in unkritischer Exegese, war Auseinandersetzung im echten Sinne. Ob dabei der Bezug auf Humboldts Texte in jedem einzelnen Falle richtig war, bleibt freilich

weiterhin der Diskussion der Humboldt-Kenner überlassen, ist hinterfragbar wie jede Interpretation. Manchmal schien es, als sei mehr Vorsicht, mehr Distanz zu seinen Texten angebracht. Dies gilt für die gesellschaftlich-politischen Teile seiner Schriften wohl mehr als für seine Sprachphilosophie. Deren Auslegung war auf dem Symposium weitgehend unumstritten. Ihre Verankerung im Paradigma der modernen Linguistik ist aber, selbst im 150. Todesjahr Humboldts, alles andere als gesichert. An Aufgaben für die an Humboldt interessierten Sprachwissenschaftler mangelt es also nicht.

*Adresse des Verfassers: Dietrich Busse, Technische Hochschule Darmstadt, Fachbereich 2
– Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, Hochschulstr. 1, 6100 Darmstadt.*

BERND SPILLNER

QUO VADIS ‚ANGEWANDTE LINGUISTIK‘?

Anläßlich des 7. Weltkongresses der ‚Association Internationale de Linguistique Appliquée (AILA)‘

1. Die ‚Association Internationale de Linguistique Appliquée‘, besteht seit 1964 und ist ein internationaler Zusammenschluß von derzeit 34 nationalen wissenschaftlichen Gesellschaften, die auf dem Gebiet der Angewandten Linguistik tätig sind. Individuelle Zugehörigkeit zur AILA kommt also durch Mitgliedschaft in einem der nationalen Verbände zustande.

Im deutschsprachigen Raum handelt es sich um folgende Gesellschaften:

1. Gesellschaft für Angewandte Linguistik
Universität Trier
Postfach 3825
D-5500 Trier
2. Arbeitsgruppe für Angewandte Sprachwissenschaft
Sektion TAS
Karl-Marx-Universität Leipzig
DDR-701 Leipzig
3. Arbeitsgemeinschaft für Angewandte Linguistik
Romanisches Institut der Wirtschaftsuniversität Wien
Franz-Klein-Gasse 1
A-1190 Wien XIX
4. Commission Interuniversitaire Suisse de Linguistique Appliquée
Hochschule St. Gallen
Dufourstr. 50
CH-9000 St. Gallen

Publikationsorgane der AILA sind die AILA Review (früher AILA Bulletin) und die AILA Newsletters; beide Periodica werden den Mitgliedern der nationalen Gesellschaften unberechnet zugestellt. Der internationalen fachlichen Kommunikation innerhalb der AILA dienen darüber hinaus Scientific Commissions, die wichtige Bereiche aus dem Feld der Angewandten Linguistik thematisch abdecken.

Derzeit arbeiten folgende wissenschaftliche Kommissionen (mit Adresse ihres jeweiligen Leiters):